

Maja Apelt/Cordula Dittmer: Geschlechterkonkurrenzen – das Beispiel Militär: Zickenalarm und komplizenhafte Weiblichkeit

Vorwort

Die folgenden Überlegungen basieren auf Interviews, die im Rahmen des DFG-Forschungsprojekts „Geschlecht und Organisation am Beispiel der Bundeswehr“ (Nov. 2002-Nov. 2005) erhoben wurden. Die Interviews wurden ergänzt durch Expertengespräche, die Analyse von bundeswehrinternen Dokumenten und von kurzen Beobachtungen an mehreren militärischen Standorten. Wir beziehen in die folgende Auswertung diejenigen Interviews ein, die sich explizit mit dem Umgang der Frauen untereinander beschäftigt haben. Es handelt sich dabei um 20 Interviews, davon 15 Interviews mit weiblichen und fünf Interviews mit männlichen Soldaten in einzelnen Einheiten der Marine, der Sanität und des Heeres (Panzergrenadiere). Die Marine ist zahlenmäßig überrepräsentiert, da sich zum Zeitpunkt der Untersuchung auf den ausgewählten Schiffen im Vergleich zum untersuchten Lazarettregiment und Panzergrenadierbataillon die meisten Frauen befanden.

An dem Projekt waren außer den beiden Autorinnen Prof. Dr. Jens-Rainer Ahrens (Helmut-Schmidt-Universität Hamburg) und Dipl. Soz. Anne Mangold (Universität Hamburg), sowie die beiden Studierenden Martin Mittmesser und Björn-Michael Stadler beteiligt.

Einleitung

Männlichkeit ist bis heute tief in das Militär – in seine Sprache, die Uniformen, die Umgangsformen und Anforderungen – eingeschrieben. Das Militär wiederum prägt(e) als Herrschaftsinstrument des Staates auch das Geschlechterverhältnis in der Gesellschaft und stellt(e) zugleich den Prototypen moderner Organisation und klassischer Massenproduktion dar (wobei beim Militär der Soldat selbst das Produkt ist) (Bröckling 1997, Foucault 1976). Welche Bedeutung das Militär in der Gegenwart noch für die moderne Gesellschaft und für die Definition von Männlichkeit hat, ist umstritten, dass es gänzlich irrelevant geworden ist, wird jedoch angesichts der wachsenden Bedeutung der sog. „Neuen Kriege“ kaum jemand behaupten (Scholz 2005, Frevert 2001). So sind auch die Vorstellungen von Männlichkeit noch immer vom Bild des Soldaten beeinflusst: Dazu gehören die Formung des männlichen Körpers, die Vorstellungen von Kameradschaft/Freundschaft, von Standhaftigkeit und vom Durchhaltewillen, dem Mut und dem Kampfeswillen als typisch männliche Eigenschaften. Im Folgenden soll das Militär weniger in seiner Spezifik mit seiner ganz besonderen Genderordnung interessieren, vielmehr sollen die verallgemeinerbaren Aspekte des

Genderverhältnisses in männlich dominierten bürokratischen Organisationen herausgearbeitet werden.

Die Organisationsstruktur der Bundeswehr ist, trotz fast 30-jähriger Beteiligung von Frauen am Sanitätsdienst und der vollständigen Öffnung für Frauen im Jahr 2001, immer noch durch die zahlenmäßige Überlegenheit von Männern gekennzeichnet. Der Frauenanteil in der Bundeswehr insgesamt beläuft sich aktuell (Oktober 2005) auf 6,0 Prozent der Zeit- und Berufssoldaten und 4,5 Prozent der Gesamtstärke (eigene Berechnungen)¹. Frauen unterliegen damit in weiten Teilen der Bundeswehr der Tokenisierung (Kanter 1977, Heintz, Nadai 1998), d.h., solange Frauen quantitativ stark unterrepräsentiert sind, bleiben sie hochgradig sichtbar. Sie werden nicht als Individuen, sondern vor allem als Vertreterinnen ihrer Gruppe wahrgenommen. Alles, was sie tun, wird Ausdruck ihrer Geschlechtszugehörigkeit. Die männliche Mehrheit versucht, sich von den Token deutlicher abzugrenzen und Unterschiede hervorzuheben (siehe auch: Elias/Scotson 1990).

Frauen, die zur Bundeswehr gehen, wissen, dass sie sich in einer männlichen Welt behaupten müssen. Sie suchen sich diesen Beruf in der Regel bewusst aus und interessieren sich ähnlich wie die Männer für Waffen, den Dienst im Gefecht u.ä. Ebenso spielen die Überwindung von Arbeitslosigkeit, die bessere soziale Positionierung und ein gutes Gehalt für Frauen wie Männer eine wichtige Rolle für die Berufswahl. Die Soldatinnen thematisieren sich in ihren Selbstbeschreibungen häufig als Frauen, die schon immer „etwas anders“ als andere Frauen waren, die also nicht dem typischen Bild von Weiblichkeit entsprechen. Zugleich betonen sie, dass sie „immer noch Frau“ sind und sein wollen, dass es wichtig sei, auch in der männlichen Uniform als solche erkannt zu werden, die weibliche Identität also durch längere Haare, durch Ohrstecker oder auch mal durch eine auf Taille genähte Uniform zu behaupten.

Die formalen Anforderungen und Regelungen an den Soldatenberuf erscheinen als an Männern und Männlichkeit orientiert. Da, wo die Normen und Regeln nach Geschlecht differenzieren, werden die Regeln für Männer als normal und für Frauen als Abweichung und/oder auch als Bevorzugung interpretiert. Frauen ist es erlaubt, lange Haare zu tragen, Männer müssen sie kurz tragen², Frauen dürfen „dezenten Schmuck“ tragen, Männer eine Krawattennadel und einen Ehe- oder Siegelring (BMVG 1993a). Männer müssen in 40

¹ Die Anteile von Frauen in einzelnen Bereichen sind dabei sehr unterschiedlich, so liegt der Anteil im Sanitätsdienst bei rund 27 Prozent, unter den Neuzugängen in den Unteroffizierlaufbahnen des Sanitätsdienstes sind Frauen bereits überrepräsentiert. In den Einheiten des KSK sind die Männer dagegen weiterhin unter sich.

² Hier zeichnet sich eine Änderung ab: So hat ein Landesgericht jüngst geurteilt, dass es für Wehrpflichtige nicht zumutbar ist, sich für den kurzen Wehrdienst, die langen Haare kürzen.

Sekunden mindestens 25, Frauen mindestens 21 Sit-ups machen (vgl. Apelt, Dittmer, Mangold 2005, Apelt 2004)

Dass es nicht unproblematisch ist, sich als Soldat und Frau zu behaupten, zeigt die ambivalente Haltung vieler Soldatinnen gegenüber diesen geschlechterdifferenten Regeln zur körperlichen Fitness, die den Soldatinnen als gerecht und ungerecht zugleich erscheinen: gerecht, weil sie – so die Soldatinnen selbst – den körperlichen Unterschieden der Geschlechter Rechnung tragen (so auch der Bericht des Wehrbeauftragten 2002) und ungerecht, weil einige Frauen auch die Anforderungen an Männer erfüllen könnten und ihnen so Bevorzugung unterstellt wird (Apelt 2005).

Dass die Selbstbehauptung als Frau und Soldat ambivalent ist, zeigt sich auch an der Diskussion um den sog. „Zickenalarm“. In sehr vielen Interviews beklagen die Soldatinnen und die Soldaten den schwierigen Umgang der Frauen untereinander, dies erscheint als das eigentliche Problem der Integration von Frauen in die Bundeswehr.

Frauen als Zicken sind ein beliebtes Thema im Alltagsdiskurs, die Klage von Männern und Frauen darüber sind Legende. In der Frauen- und Geschlechterforschung scheint dies dagegen - von Ausnahmen abgesehen (Cockburn 1988, Briles 1999, Busse 2004, Chesler 2001) - ein weniger beachtetes Thema zu sein.

Uns kommt es im Folgenden darauf an, anhand unserer Interviews zu analysieren, wie Frauen und Männer diesen sog. Zickenterror thematisieren und wollen daraus Schlussfolgerungen für das Verhältnis von Männlichkeiten und Weiblichkeiten ziehen.

Drei Thesen liegen der Analyse zugrunde:

Erstens: Im Diskurs um Zickenalarm wird auf ein vermeintlich allgemeines, unhinterfragtes, selbstverständliches Alltagswissen rekurriert, das die Eigenschaft besitzt, gegenläufige Erfahrungen zu individualisieren.

Zweitens: In der männlich dominierten Organisationsstruktur fehlt ein positives Bild von Weiblichkeit. Die Mehrzahl der Frauen grenzen sich in ihren Selbstbeschreibungen massiv von anderen Frauen, von anderen Weiblichkeiten ab, ohne dabei eine gesellschaftlich akzeptierte Form von Weiblichkeit für sich definieren zu können.

Drittens: Wenn Weiblichkeit keine organisationsadäquate positiv bewertete Orientierung bietet, müssen Frauen sich an Männlichkeit orientieren. Sie stützen daher die Dominanz der männlichen Gruppe und damit die Männlichkeit des Militärs, um selbst davon profitieren zu können.

1. These: Das Alltagswissen strukturiert die Wahrnehmung

Dass das Alltagswissen die Wahrnehmung, das Denken und Handeln bestimmt, ist spätestens seit Begründung der Phänomenologie bekannt. Dass das Alltagswissen auch den Diskurs um den Zickenalarm bestimmt, zeigen die folgenden Zitate beispielhaft:

„Also, dazu muss ich sagen, wir waren ein reiner Frauenzug damals, ich hab die Grundausbildung in R. gemacht und das Schlimme daran war, dass wir ein reiner Frauenzug waren. Muss ich ganz ehrlich sagen, weil nach ca. drei bis vier Wochen war schon eine klare Spaltung zu sehen, das war nicht mehr ein Zug, sondern das waren nur noch zwei Hälften. Weil, ich mein, Sie wissen ja, wie Frauen sein können. Es war schrecklich, also zum Schluss war es schrecklich.“ (Soldatin F., Sanität)

„Wenn da vier Frauen auf einer Stube sind, das ist dann natürlich, dass der *Zickenterror* losgeht. Das liegt wahrscheinlich daran, dass das Frauen sind.(...) Frauen auf kleinem Raum. Und dieses Konkurrenzdenken ist, glaube ich, bei Frauen sehr viel extremer als bei Männern. (Soldatin R., Sanität)

Die Ursache für die Konflikte sehen die Soldatinnen in der einfachen Tatsache, dass es sich bei den beteiligten Personen um Frauen handele, die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht stellt die alles erklärende Variable dar. Ganz selbstverständlich wird darauf aufgebaut, dass auch die Interviewerinnen wissen, wie „Frauen sind“, dass sie die gleichen Erfahrungen gemacht haben. „Wie Frauen sind“, erscheint so als allgemeingültiger, sozialer Tatbestand, der keiner weiteren Begründung bedarf. Bezug genommen wird auf einen allgemeinen Geschlechterdiskurs, ohne dass dabei militärspezifisches zum Tragen käme.

Die zusätzlichen Begründungen variieren hier, einmal ist es ein reiner Frauenzug in der Grundausbildung, das andere Mal, dass Frauen auf kleinstem Raum zusammenleben mussten. Diese Begründungen erscheinen aus der Beobachterperspektive willkürlich, denn in anderen Interviews dient bspw. gerade die räumliche Nähe als besonders zentrale Erklärung für freundschaftliche Kontakte unter Frauen:

„Und unter Frauen, ich sag mal so, es gibt welche, die wirklich dann eher zickig sind und sagen, bloß nicht, und immer gegenangehen aber es gibt zum Beispiel auch, wie gesagt, bei uns auf der Kammer ist es so, dass wir uns sehr gut verstehen.“ (Soldatin B., Marine)

In vielen Interviews wird die Klage über die zickenden Frauen einem teilweise verklärenden Bild der männlichen Konfliktregulierung gegenübergestellt:

„Frauen untereinander mit Kameradschaft, das ist so ein bisschen schwierig, ... das können die besten Freundinnen sein, und dann kommt irgendwas dazwischen und dann sind ... sie sich spinnefeind, und das sind dann Zicken. Man sagt ja immer, von Männern gibt es das so nicht. Ich würde das jetzt nicht so unterschreiben, dass es das überhaupt nicht gibt, aber im Grundsatz denke ich schon, dass Männer da ein bisschen toleranter vielleicht auch miteinander umgehen ...“ (Soldatin L, Marine)

„wenn Männer sich streiten, streiten sie sich, kloppen sich, trinken ein Bier und alles ist wieder gut. Frauen sind nachtragend“ (Soldatin C, Marine)

„Und Männer hauen sich einmal ins Gesicht und sagen ‚Hier, du Arsch, ich haue dir jetzt gleich eine rein!‘, ‚Ja, dann mach doch‘, dann knallt das auch und Frauen machen das immer, glaube ich, ganz gezielt hintenrum, indem sie ihr Gift ganz bewusst irgendwo streuen. Also ist meine Meinung und das ist leider auch, das ist typisch Frau. Das ist das, wo, glaube ich, einige Männer echt das Kotzen kriegen bei uns, aber kann ich verstehen. Wo einige sagen einfach: ‚Bah, Zicken! Nervig! Kinderkram!‘. Kann ich echt verstehen.“ (Soldatin R., Sanität)

Die „männliche“ Form des Streits ist also offen, ehrlich und authentisch. Männer stellen sich dem Konflikt auch verbal, sie verstecken sich nicht, sie kämpfen „Mann gegen Mann“. Körperliche und verbale offene Gewalt erscheinen hier als Reinigung, den natürlichen Trieben seinen Lauf lassen und damit den Konflikt auflösen. Frauen hingegen agieren falsch, „von hinten“, man sieht sie nicht, sie sind feige. Sie streuen Gift, welches in kleinen Dosen zu einem langsamen „Tod“ führt. Sie agieren gezielt, bewusst, berechnend und damit letztlich grausamer und unberechenbarer für den Gegner. Die „männliche“ Form des Konfliktaustrags ist positiv besetzt, die „weibliche“ negativ, sie wird von den Männern - und Soldatin R. unterstreicht diese Einschätzung massiv - als „Kinderkram“ bezeichnet. Konflikte unter Frauen sind damit nicht ernst zu nehmen, Frauen in ihren Bedürfnissen und Verhaltensweisen daher zu ignorieren, bzw. zum richtigen Streiten zu erziehen.

Auch die männlichen Soldaten beschreiben die Konflikte unter den Frauen. Sie sehen sich selbst jedoch als Außenstehende, als völlig Unbeteiligte dieser weiblichen Kämpfe.

„Und zwar möchte ich jetzt diesen alten Begriff, der immer ins Lächerliche gezogen wird von der Stutenbissigkeit hier ruhig mal anbringen, es ist tatsächlich so, dass Frauen untereinander teilweise sehr viel heftiger miteinander umgehen als Männer. Also bei Männern ... und das ist häufig kein Klischee, ich hab das auch mehrfach auf Bord erlebt, die können sich dienstlich richtig zoffen ... auch richtig unter vier Augen auf einer Kammer dann ein richtig krasses Gespräch führen. Dann geht man auseinander. Das dauert höchstens zwei Tage und dann geht man wieder ganz normal miteinander um. Im Normalfall sogar schon nach einer Stunde.

An Bord kann ich sehr wohl sehen, dass Männer untereinander etwas anders umgehen als Frauen untereinander. Ich sag mal, das können wir auch auf das Privatleben spiegeln. Das sehen Sie genauso in Ihrem Freundeskreis. Die Frauen untereinander sind auch immer stutenbissig. Warum hat die das gleiche Kleid wie ich und hat zwanzig Euro weniger bezahlt? Jetzt zieht die blöde Kuh das auch noch an. Und das gibt es bei Männern nicht. Wenn die beide die gleiche Krawatte umhaben, dann umarmen die sich und sagen, ach, hast du einen tollen Geschmack. Und genauso ist es hier an Bord auch. (Soldat W., Marine).

„Bloß wenn man dann von den Mädels hört, dass die dann eben auf ihren Kammern da mehr oder weniger immer Zickenkrieg haben und dann also sich wirklich teilweise wegen nichts und wieder nichts also anfeinden, also da brechen natürlich alle Klischees wieder auf. Also das kriegt man hier wirklich hautnah dann bestätigt...“
(Soldat M., Marine)

Diese Interviewpassagen zeigen ein ähnliches Muster: es wird auf legitimes gesellschaftliches Wissen Bezug genommen, Klischees scheinen sich zu bestätigen, es wird auf die Erfahrungen im Privatleben verwiesen, eine imaginierte Gemeinschaft mit dem (männlichen) Interviewer wird hergestellt. Soldat W. setzt dabei voraus, dass der Interviewer die gleichen Erfahrungen wie er gemacht hat, wodurch die Behauptungen noch glaubwürdiger erscheinen sollen.

Fast alle Soldatinnen erwähnen auch sehr positive Erfahrungen mit Frauen, so auch Soldatin R.

„Also man sucht sich immer die Leute raus, telefoniert auch mit denen, wie gesagt, ich habe seit der Grundausbildung eine sehr gute Freundin, Kameradin gefunden, mit der ich mich privat auch sehr oft treffe und die aber in X. ist.“ (Soldatin R., Sanität)

Der Austausch der Frauen untereinander ist trotz allen Problemen sehr wichtig für die Frauen, da die Kontakte außerhalb der Bundeswehr sehr schwer aufrecht zu erhalten sind und

„das ist natürlich klar, also von Frau zu Frau kannst du so ganz anders sprechen als wenn ich da mit einem Mann sprechen würde. Das ist ganz klar, der Frau kann ich dann auch weibliche Probleme auftragen und das machen Männer untereinander auch“
(Soldatin K., Marine)

Diese Soldatin beschreibt sogar explizit ihre eigenen Erfahrungen mit einem weiblichen Mentor, der sie sehr geprägt habe, und drückt ihr Bedauern über die Ablehnung vieler Frauen aus, sich mit anderen Frauen zu solidarisieren, um sich als Frau in der Männerbastion zu behaupten:

A: „Als ich nach H. gekommen bin, hatte ich auch eine Frau Oberfeldwebel, die hat mir richtig viel beigebracht. Die war so ein bisschen wie ein Mentor für mich und ja, die war ein sehr guter Mentor.“

I: „Und wie ist das so mit den Frauen untereinander?“

A: „Ich gehe jetzt von mir persönlich aus, ich bin mit der Meinung zur Bundeswehr gekommen, dass Frauen eine Minderheit sind, und dass wir trotzdem zusammen halten sollten. Und diese Meinung haben aber nicht viele- auch nicht viele andere Frauen.“
(Soldatin K., Marine)

Während die Konflikte unter Frauen verallgemeinert werden, erscheinen die positiven Erfahrungen singulär, sie werden als individuelle Erfahrungen im Gedächtnis verankert und werden dem kollektiven Wissen über Zickenalarm untergeordnet.

Männer und Frauen konstruieren hier also mit Bezug auf das Alltagswissen gemeinsam Geschlechtergegensätze: Dauerhafte Konflikte zwischen Männern erscheinen singulär, die Fähigkeit der konstruktiven, „energiesparenden“ Konfliktaustragung für das männliche Geschlecht universell; umgekehrt steht das weibliche Geschlecht für dauerhafte Konflikte, für die Unfähigkeit der Konfliktlösung und letztlich der Unfähigkeit von Kameradschaft. Kameradschaftliche oder freundschaftliche Beziehungen erscheinen nur paarweise möglich, sie werden individualisiert. Es scheint also so, als seien Männer deshalb prinzipiell und von Natur aus für das Leben auf dem Schiff, in der Kaserne besser geeignet, sie bringen die Fähigkeit mit, auf engstem Raum und unter erschwerten Bedingungen *miteinander* zu leben und zu arbeiten.

2. These: Grenzziehungen innerhalb des Geschlechts und die Unmöglichkeit eines positiven Weiblichkeitsbilds

Frauen verallgemeinern ihre positiven Erfahrungen jedoch nicht nur nicht, sie setzen scharfe Grenzen innerhalb des eigenen Geschlechts, indem sie sich beständig von anderen Frauen und von anderen Weiblichkeiten abgrenzen: Vom Püppchen, von der Frau, die sich durch alle Betten „poppt“ oder von der falschen und hinterlistigen Hexe.

A: „Zwischen Männern und Frauen, das kommt drauf an, ja es kommt wieder drauf an, was ist das für eine Frau. Ist das hier so ein Püppchen? ‚Och, ich will mich hier aber nicht dreckig machen‘, entweder ist das so eine, da kommen die Männer nicht mit klar, die Männer kommen besser damit klar, wenn sie eine ehrliche Meinung haben, wenn du nicht drum rum redest. Die mögen natürlich auch nicht, so hab ich festgestellt, wenn jemand so aufdringlich ist, so, voll so, ‚hey‘ und so, ‚alles ist toll hier‘, dann sagen die auch, ‚hä, was willst du denn jetzt von mir?‘. (...) Also, die (anderen Frauen) sind so, ja, es gibt halt welche, die wissen, ‚ich bin eine Frau und ich nutz das aus‘, und, sag ich jetzt mal, plump, wenn ich halt hier Lust habe, dann nimm ich einen, so. Das ist nicht der Sinn der Sache, dass ich mich hier durch poppe. Damit kann ich nicht umgehen. Muss ich nicht haben. Erst mach ich mit dem rum und dann ist der weg, und dann mach ich mit dem rum, weiß ich nicht, kann ich nicht. Und dann, so scheinheilig, ich finde manche Frauen sind dann so scheinheilig, so vorne rum so, haha: und du bist dann so toll, und hinten rum, ist die doof oder so, weiß ich nicht, kann ich nicht mit umgehen, das funktioniert nicht.“ (Soldatin L., Marine)

Die Soldatin erwähnt verschiedene Frauentypen, denen sie in der Bundeswehr begegnet sei und von denen sie sich abgrenzt. Da ist zum Einen das „Püppchen“, das sich nicht schmutzig machen will, zum Zweiten die Frau, die sich „einschleimt“, in dem sie alles befürwortet. Zum Dritten erwähnt sie die Frau mit schnell wechselnden Partnern und den vierten Typ, der falsch und scheinheilig sei, obwohl die Männer Offenheit wollen. Auch in anderen Interviews grenzen sich die Soldatinnen von genau diesen Frauentypen ab.

Die Eingangspassage macht deutlich, dass den Frauen die Verantwortung für den Umgang zwischen Frauen und Männern zugeschrieben wird, andererseits bilden die Männer die primäre Referenzkategorie für die Wahrnehmung und Bewertung des Verhaltens der Frauen.

Dieses Muster fanden wir so oder ähnlich auch in anderen Interviews, hier z.B. noch einmal die Soldatin die ihre Grundausbildung in einem reinen Frauenzug durchlitten hat:

„... Also diese Lästereien, hinterm Rücken reden, das mag ich nicht. Also, wenn mir was nicht passt, dann sag ich das und ich erwarte von meinem Gegenüber, dass er mir das auch sagt, wenn ihm was nicht passt. (Soldatin F., Sanität)

Die Soldatin solidarisiert sich, wie bereits erwähnt, mit der Interviewerin, sie konstruiert mit dieser eine Gemeinschaft; zugleich verallgemeinert sie das weibliche Verhalten: „sie wissen ja, wie Frauen sein können“, und grenzt sich von diesem ab. Dabei nimmt sie für sich in Anspruch, dem als legitim anerkannten und positiv besetzten männlichen Verhalten zu folgen.). Der Dichotomisierung von weiblichem und männlichem Verhalten folgt die doppelte Grenzziehung, die Abgrenzung davon, „wie Frauen sind“ und die Zuordnung zum privilegierten Verhaltensmuster von Männlichkeit.

These 3: Frauen schützen die männliche Dominanz, um selbst davon zu profitieren

Ausgangspunkt für unsere Überlegungen war die Unterrepräsentanz von Frauen im Militär, die zu einer Tokenisierung der Frauen führt. Die These geht einher mit der Behauptung, dass sich mit der Erhöhung des Anteils von Frauen die Probleme lösen würden. Demzufolge wäre es logisch, dass sich die Soldatinnen auch mehr Kameradinnen an ihren Standorten wünschen würden:

S: „Wenn noch mehr Frauen dazu kommen, also ich glaube, dass es dann Krieg unter den Frauen gibt... Wie ich ja vorhin angesprochen hab, dieses Konkurrenzdenken und so weiter und sich gegenseitig ankeifen und giften und, weiß ich nicht, Sie wissen ja bestimmt, wie Frauen gelegentlich sein können. Also ich hab das auch grad damals in der Schule viel miterlebt. Wenn jetzt mehr Frauen an Bord kommen würden, ich weiß nicht, ob sich die Lage hier bessern würde, ich glaube eine Minderheit der Frauen ist immer noch besser als wenn da ...“

I: „Warum?“

S: „Weil man den Männern nicht ganz den Stolz nehmen sollte. Denke ich. Also, so ein paar Frauen an Bord können auch die Männer akzeptieren, aber wenn es dann überhand nimmt, dann könnte ich mir vorstellen, dass die Männer auch übellaunig werden. Vielleicht auch dadurch, dass sie noch nicht ganz so klar kommen mit der Situation ... es braucht Zeit, man muss die Männer langsam dran gewöhnen, wie man die Männer eigentlich immer langsam an alles gewöhnen muss. Und ich denke, das ist auch einfach so ein bisschen die Aufgabe der Frau, das stetig nach und nach – es ist, man kann das vergleichen wie mit der Ehe ...“ (Soldatin K., Marine)

In diesem Zitat finden sich wieder alle bereits benannten Muster: Das allgemein geteilte Wissen über die Frauen, die „sich ankeifen und giften“ wird erwähnt und Solidarisierungsversuche mit der Interviewerin durchgeführt. Für die Soldatin ist diese Natur der Frau ein Grund, warum der Anteil von Frauen auf diesem Schiff nicht erhöht werden sollte. Der andere ist darin begründet, dass die männlichen Kameraden einen höheren Anteil von Frauen zumindest zunächst nicht tolerieren würden, sie könnten „übellaunig“ werden. D.h., nur die Beibehaltung der Minderheitenstatus verhindert neue Probleme. Diese Probleme erwachsen aus dem weiblichen Verhalten, dem möglichen Krieg unter Frauen und dadurch, dass Männer ihre dominante Position gefährdet sehen würden, man dürfe „den Männern nicht den Stolz nehmen“.

Für die Aufgabe, die Männer vor diesem „Krieg“ zu bewahren, sehen sich die Frauen verantwortlich. Diese Aufgabe können jedoch nur diejenigen Frauen übernehmen, die bereits integriert sind.

„Und ich weiß nicht, ob es wirklich stimmt, dass man sagt, je mehr Frauen an Bord sind, desto mehr gleicht sich das aus (...). Also ich sperre mich persönlich gegen diese Regelung, wenn ich nun eine Quote von so und so viel erfülle. Ich denke, jeder der seinen Job richtig macht, der da gut arbeitet und sich entsprechend einfügt (...) soll genommen werden, egal ob er Mann oder Frau ist (...) wir sind ja frauenlastig natürlich, weiblicher Sanitätsarzt, weiblicher Sanmeister, ein Sanitätsunteroffizier ist weiblich und jetzt haben wir den zweiten Sanitätsunteroffizier (...), der männlich ist, der jetzt wechselt auf unseren Mannschaftsdienstgrad (...) dann hab ich (...) schon darum gebeten, dass das nach Möglichkeit ein Mann ist. (...) Weil vier Frauen und ein Mann, es gibt ja auch Sanbereiche, (...) die haben nur Frauen (...) das finde ich persönlich unglücklich. Also ich denke, gerade in diesem Bereich, das muss ausgewogen sein. Aber das ist so die einzige Sonderregelung ...“ (Soldatin E., Marine)

Dieser Soldatin erscheint eine Quote für Frauen unnötig, sie bezweifelt, dass der Frauenanteil an Bord erhöht werden müsse. Der Sanitätsbereich solle aber aufgrund der Überrepräsentanz von Männern auf dem Schiff – so ihre Forderung – ausgewogen sein, dass hier so viele Frauen tätig sind, bezeichnet sie als „unglücklich“.

Die Frauen verteidigen also ihren Minderheitenstatus, sie stehen der Erhöhung des Anteils von Frauen selbst skeptisch gegenüber und sehen sich selbst in der Pflicht den männlichen Status quo in den Einheiten aufrechtzuerhalten bzw. eine Änderung des Status quo so zu vermitteln, dass Männer diese tolerieren können.

In einem anderen Interview wird deutlich, dass die Übernahme männlicher Regeln nicht nur als Weg gesehen wird, „übellauniges“ Verhalten von Männern zu vermeiden, sondern auch, um sexueller Belästigung zu entgehen.

I.: Was würden Sie einer Frau mit auf den Weg geben, die sagt, sie will Soldat werden?

F.: Ja, dass sie sich das gut überlegen soll. Weil, ich kenn da zum Beispiel eine Geschichte von einer Frau, die von ihrem Kameraden regelrecht gemobbt und belästigt worden ist, fast sexuell genötigt. Und das ist keine schöne Geschichte und, wie gesagt, sie muss sich das genau überlegen, ob sie zur Bundeswehr geht und ob sie das durchsteht und ob sie sich durchsetzen kann, weil ein bisschen Durchsetzungsvermögen braucht man, als Frau. Jetzt zum Beispiel, wo ich auf Rechnungsführerlehrgang war in X., war ich auch die einzige Frau zu dem Zeitpunkt. (...) Für das deutsche Sportabzeichen bspw. müssen die Frauen nur 2000 Meter laufen und die Männer müssen ja 3000 Meter laufen und da musste ich eben auch zeigen, dass ich auch imstande bin 3000 Meter zu laufen, so wie jeder andere auch als Mann. Das heißt, ich musste nicht, aber ich hab es von mir aus gemacht, damit die sehen, dass eine Frau nicht besser- oder nicht schlechter ist als ein Mann. Also, ein bisschen beweisen muss man sich schon als Frau. Mittlerweile, denk ich mal, nicht mehr so krass wie früher, weil einige sehen es überhaupt nicht ein und mögen es nicht, dass Frauen bei der Bundeswehr sind.“ (Soldatin F., Sanität)

Diese Soldatin bringt das Mobbing und die sexuelle Nötigung in den Zusammenhang mit den Anforderungen an die körperliche Fitness. Frauen sollten sich überlegen, ob sie zur Bundeswehr gehen, weil sie dort belästigt, sexuell genötigt werden könnten. Wenn frau sich aber bewiese und die Regeln, die eigentlich nur für Männer gelten, erfülle, so wäre das eine Möglichkeit, Übergriffe zu verhindern.

Dies hängt eng damit zusammen, dass die geschlechterdifferenten Regeln als Bevorzugung von Frauen, als Frauenbonus interpretiert werden. Über einen solchen Frauenbonus sagt die Marinesoldatin L.:

„Das ist halt dieser Frauenbonus, und das Problem ist, das nutzen Frauen aus und damit hab *ich* zum Beispiel zu kämpfen, ich bin ja nun gar nicht so. Und dann heißt es immer, ja, aber du bist eine Frau und nun mach doch mal, und du kannst, bei dir sagen die sowieso nichts, aber: das ist das Problem, ich will das gar nicht. Ich will genauso gleich behandelt werden, wie alle, wie die Männer hier auch, aber das funktioniert nicht.“ (Soldatin L., Marine)

Das Interview macht nicht deutlich, welche Vorteile die Soldatin genießt, deutlich wird aber, dass diese „Vorteile“ Anlass für Konflikte sind, für Diskriminierungen, denen diese Soldatin, so ihr Eindruck, nicht entfliehen kann. Deutlich wird hier auch, wie die Männer wiederum die Soldatin instrumentalisieren, um auch über den „Frauenbonus“ wiederum die eigene Position zu stärken. Die Position der Frauen ist ambivalent: Sie sollen sich den Regeln für Männer unterordnen, zugleich werden sie aber immer als Frauen „erkannt“ und können den damit einhergehenden Vorurteilen nicht entfliehen. Sie werden auf das abweichende Geschlecht verwiesen.

Zusammenfassung

Im Diskurs über den Umgang zwischen Männern und Frauen und von Männern wie Frauen untereinander, wird eine bestimmte Norm des Handelns konstruiert: konfliktlösungsfähig, kameradschaftlich, belastbar u.a.m. Diese Norm gilt unabhängig vom Geschlecht für Männer und Frauen, sie erhält aber das Label männlich zu sein. Den Männern wird zugesprochen, dieser Norm im Allgemeinen zu entsprechen. Wenn Männer dieser Norm nicht entsprechen – dass dies vorkommen kann, wird nicht bezweifelt – so gilt dies als Ausnahme, die nicht mit männlichem Verhalten identifiziert wird.

Konfliktunfähiges, hinterlistiges, irrationales Verhalten wird als weiblich gelabelt und den Frauen zugeschrieben. Darüber hinaus werden unterschiedliche weibliche Verhaltensweisen, die alle als inadäquat für das Handeln in Organisationen gelten, konstruiert. Organisationsadäquates Verhalten von Frauen gilt als Ausnahme und als nicht-weiblich.

Dahinter steht das Janusgesicht von modernen Organisationen, die einerseits vergeschlechtlicht, andererseits aber zugleich geschlechtsneutral wirken.

Auf struktureller Ebene sind Organisationen geschlechtsneutral, weil Positionen und Kompetenzen prinzipiell nicht aufgrund zugeschriebener Merkmale des Geschlechts oder anderer Merkmale, sondern aufgrund von Qualifikationen und Leistungen erfolgen. Insofern wohnt ihnen eine Tendenz zur Nivellierung geschlechtsbezogener sozialer Unterschiede inne. Organisationen sind aber auch insofern vergeschlechtlicht, weil sie auf der Trennung von Produktion und Reproduktion, von Haus- und Berufsarbeit basieren und daher diskriminierend auf Organisationsmitglieder mit familialen Funktionen wirken.

Auf der symbolischen Ebene wird das ideale Organisationsmitglied mit Merkmalen, wie instrumentelle Rationalität, Abstraktheit, Unpersönlichkeit identifiziert. Diese Merkmale gelten nur scheinbar als geschlechtsneutral, real werden sie in der Gesellschaft mit Männlichkeit assoziiert (Acker 1992: 258). Diese symbolische Konstruktion ist unter den Bedingungen, dass Frauen lediglich eine kleine Minderheit bilden, besonders virulent.

Frauen beteiligen sich maßgeblich an dieser Konstruktion. Es erscheint offensichtlich einfacher, Weiblichkeiten zu diskreditieren und sich davon zu distanzieren als der hegemonialen Männlichkeit (Connell 1999, Meuser, Scholz 2005, Scholz 2004) einen positiv besetzten Weiblichkeitsentwurf entgegenzusetzen. Die Schwierigkeit besteht darin, dass die Dominanz der Männlichkeit als allgemein-gesellschaftliche – geschlechtsneutrale – Norm in die bürokratische Organisation eingeschrieben ist.

Frauen müssen sich somit zugleich an Männlichkeits- und Weiblichkeitsnormen orientieren, sie sind quasi doppelt vergesellschaftet (Becker-Schmidt 1987). Um an der gesellschaftlichen Herrschaft zu partizipieren, bilden sie eine komplizenhafte Weiblichkeit aus. Ihre Position ist damit klar der hegemonialen Männlichkeit untergeordnet und zugleich diese stützend und davon profitierend – also komplizenhaft.

Literatur:

- Acker, Joan (1992), Gendering organizational theory, in: Mills, Albert J. u.a. (Hg.), Gendering Organizational Analysis, London (248-260)
- Apelt, Maja (2004), Männliches Militär und die Subjektkonstruktion weiblicher Soldaten, in: Delitz, Jürgen u.a.(Hg.), Institution im sozialen Wandel, Hamburg (63-88)
- Apelt, Maja (2005): Geschlechterforschung und Militär. Vortrag auf der 14. Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung. "MännerFrauenGeschlechterforschung. State of the Art" vom 04. bis 05.11.2005 in Hannover
- Apelt, Maja, Dittmer, Cordula, Mangold, Anne (2005), Die Bundeswehr auf dem Weg zur Gleichstellung der Geschlechter? in: Ahrens, Jens-Rainer/Apelt, Maja/Bender, Christiane (Hg.), Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Bundeswehr, Wiesbaden (109-131)
- Becker-Schmidt, Regina (1987), Die doppelte Vergesellschaftung - die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften, in: Unterkircher, Lilo, Wagner, Ina (Hg.), Die andere Hälfte der Gesellschaft, Wien (10-25)
- Briles, Judith (1999): Woman to Woman 2000: Becoming Sabotage Savy in the New Millennium, Far Hills
- Bröckling, Ulrich (1997): Disziplin: Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion, München
- Busse, Anja (2004): Zicken unter sich, Zürich
- Chesler, Phyllis (2001): Woman`s Inhumanity to Women, New York
- Cockburn, Cynthia (1988): Die Herrschaftsmaschine: Geschlechterverhältnisse und technisches Know-how, Berlin
- Connell, Robert W. (1999), Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen
- Elias, Norbert, Scotson, John L.: Etablierte und Außenseiter, Frankfurt
- Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen, Frankfurt
- Frevert, Ute (2001), Die kasernierte Nation: Militär und Zivilgesellschaft in Deutschland, München
- Heintz, Bettina, Nadai, Eva (1998): Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierung und geschlechtliche Differenz. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 27, Heft 2, S. 75-93

Kanter, R. M. (1977): Some effects of proportions on group life: Skewed sex ratio and responses to token women. *American Journal of Sociology*, 82, 965-990.

Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2005), Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffserklärung aus soziologischer Perspektive, in: Dinges, Martin (Hg.), *Männer – Macht – Körper: hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt a. M. (211-228)

Scholz, Sylka (2004), „Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel? in: Hertzfeldt, Hella u.a. (Hg.), *Geschlechterverhältnisse: Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis*, Berlin (33-45)

Scholz, Sylka (2005), Wehrdienst und die Konstruktion männlicher Identität, in: Ahrens, Jens-Rainer/Apelt, Maja/Bender, Christiane (Hg.), *Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Bundeswehr*, Wiesbaden (173-191)

Scholz, Sylka (2005), Wehrdienst und die Konstruktion männlicher Identität, in: Ahrens, Jens-Rainer/Apelt, Maja/Bender, Christiane (Hg.), *Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Bundeswehr*, Wiesbaden (173-191)

Wehrbericht (2002), Unterrichtung durch den Wehrbeauftragten. Jahresbericht 2002, Deutscher Bundestag, Drucksache 15/500, <http://dip.bundestag.de/btb/15/005/1500500.pdf>, Stand: 17.11.2005